



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kuntze, F.: Allerlei Neues vom Monde

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

da, wo sogar alte Bauernstellen (!) geschäftsmäßig zerschlagen werden, einsetzen müßte. Das aber muß jetzt im Staatsinteresse gefordert werden, daß der Staat auch in Pommern, Ostpreußen, Schlesien und Brandenburg den privatkapitalistischen Unternehmungen wenigstens endlich eine gesunde Konkurrenz schafft, wie er dies eben nur als höchststeigener Unternehmer und Finanzmann thun kann, also mindestens eine eigne staatliche Ansiedlungsbank errichtet, wenn es denn durchaus keine erweiterte Ansiedlungskommission sein soll. Dies wäre ein letzter Versuch, der vor der Hand vielleicht ausreichend sein möchte, den aber unsers Erachtens der Staat Preußen nicht weiter unterlassen und auch durchaus nicht mehr lange aufschieben darf, und wir glauben, daß er ihn thatsächlich alles in allem weniger kosten wird als das jetzige Rentengütervermittlungsverfahren. Eine solche Staatsbank als Zwischenbehörde würde aus dem Reservefonds der Rentenbank mit dem erforderlichen Ankaufkredit auszustatten sein und fände ihre Anlehnung zur Ausnutzung von Zwischenkredit und Rentenbriefen an die schon bestehenden Generalkommissionen, die dann vielleicht einer Umgestaltung entbehren könnten. So ließe sich auch den Anschauungen des Herrenhauses und vielleicht auch den Wünschen des Grafen Kanitz und anderer grundsätzlicher Gegner der Generalkommissionen am leichtesten Rechnung tragen. Das Einzelne wäre Frage der Organisation, die für uns von untergeordneter Bedeutung ist. Die Hauptsache ist und bleibt: was geschehn soll, das geschehe bald, ehe es zu spät ist!



Allerlei Neues vom Monde



Es sind keine naturwissenschaftlichen Fragen, die hier erörtert werden sollen: nicht von Mondgebirgen und Mondthälern, nicht von Mondphasen und Umlaufzeiten, nicht von Ebbe und Flut im Wasser- und Luftmeer unsrer Erde soll in den folgenden Zeilen die Rede sein, sondern der Gegenstand, um den es sich handelt, ist der Name des Mondes. Wir wollen die Bezeichnungen zusammenstellen, die man für den treuen Begleiter unsrer Erde erdacht hat, und diese auf ihren eigentlichen Sinn und Wert prüfen — natürlich, um nicht ins Uferlose zu schweifen, mit gebührender Beschränkung. Nur unsre eigne Sprache und die ihr nahestehenden Sprachen der indogermanischen Völkergruppe sollen berücksichtigt, und von diesen nur das wichtigste herangezogen werden.

Mit der Namengebung ist es eine eigne Sache, und es fällt mir dabei eine alte Geschichte ein, die sich einmal irgendwo zugetragen haben soll. Ein Geistlicher eifert einmal auf der Kanzel im Stile des Abraham a Santa Clara wider den Hochmut derer, die alle Schranken der Natur durchbrechen, alle Rätsel und Geheimnisse lösen wollen, und schließt seine Ausführungen mit den Worten: Ja, meine Andächtigen, so machen es heute die Freigeister und Klüglinge, selbst den Sternen dort oben am Himmelszelt haben sie jedweden feinen eignen Namen gegeben — aber,

meine Andächtigen, wissen sie auch, ob sie wirklich so heißen? — Das ist natürlich ein alberner Schneck, worin jedoch ein Körnlein Wahrheit steckt. Denn in der That kennen wir die Wesenheit der Dinge, die wir benennen wollen, nicht, wir nehmen kraft unsrer Sinne immer nur einzelne Merkmale wahr, deren Vereinigung uns die unbekannte Größe selbst ersetzen muß. Und so treffen wir auch mit unsern beschränkten Ausdrucksmitteln, den Wörtern, niemals das Ding an sich, um den kantischen Ausdruck zu gebrauchen, ja nicht einmal die Gesamtheit seiner Merkmale, sondern nur eine einzige seiner Eigenschaften. Das Menschenkind, das einmal in unvordenklicher Zeit den Namen für das weißglänzende Metall, das wir jetzt Silber nennen, erfand, hat sicherlich nur seinen Glanz im Auge gehabt und diesen bezeichnen wollen, und so bei unzähligen andern Gegenständen. Erst nach langen Zeiträumen schwindet die ursprüngliche Bedeutung der gewählten Bezeichnung aus dem Bewußtsein, sodaß sich nun das Wort mit dem Begriffe völlig zu decken scheint. Zugleich aber häufen sich die Benennungen für ein und denselben Gegenstand. Denn einmal fordert an sich die Vielseitigkeit der Dinge zu verschiedenen Bezeichnungen heraus, sodann ändert sich oftmals die Beschaffenheit der Dinge, oder es werden neue Eigenschaften wahrgenommen, auch wohl deren Wirkungen anders empfunden, drittens werden alte verbrauchte Wörter abgestoßen und durch gleichartige Neubildungen ersetzt. Und dieser Prozeß, der oftmals zu stocken scheint, aber niemals vollkommen erlischt und namentlich bei den Trennungen der Völkergruppen rege wird, verursacht die Umwälzungen und Veränderungen, die in dem Wortschatz jeder Sprache wahrnehmbar sind. Dabei ist die aller Sprachbildung anhaftende Neigung zum bildlichen Ausdruck von der größten Bedeutung. Aber auch die Berührungen mit fremdem Volkstum sind in der Regel von einschneidenden Folgen begleitet: durch die Aufnahme zahlreicher Lehnwörter, die sich übrigens ein kräftiges Sprachgefühl bald anzupassen weiß, wird häufig für Lücken Ersatz geschafft oder veraltetes Sprachgut verdrängt. Von diesen Grundgedanken aus wollen wir jetzt den altertümlichen Genossen unsrer Erde betrachten. Sind diese Gedanken selbst keineswegs neu, so dürfte doch ihre Anwendung auf den vorliegenden Fall etwas neues sein.

Das große Gestirn, das vor allen andern den nächtlichen Himmel erhellt, wird im Sanskrit mit dem Worte *mās* bezeichnet. Dieses gehört vermutlich einer Wurzel an, die eigentlich messen bedeutet, und aus der unter andern auch das eben gebrauchte deutsche Wort wie das lateinische *metiri* entstanden ist. Das Wort *mās* bedeutet also eigentlich den „Messer.“ Und in der That ist ja der Mond das Gestirn, nach dessen Wandlungen alle Kulturvölker — die Ägypter ausgenommen — zuerst die Zeit gemessen und berechnet haben. Das Mondjahr ist — bei den Indogermanen wenigstens — der Vorläufer des Sonnenjahres; wie geläufig noch den Griechen diese Art der Jahresrechnung war, lehrt die Bewunderung, die Herodot dem Sonnenjahr der Ägypter als einer neuen und unbekanntem Erscheinung zollt. Da ist es denn kein Wunder, wenn man das Gestirn, nach dem man den Wandel der Zeiten abmaß, schlechtweg als den Messer bezeichnete. Das thaten nicht nur die hellfarbigen Fremdlinge, die über die Pässe des Hindukusch ziehend sich zunächst im Pendschab niederließen, sondern auch deren Verwandte, die sich in Vorderasien und Europa ausbreiteten. Denn wir finden den Widerschein des altindischen Wortes in der ganzen indogermanischen Welt. Das altiranische *māonh*, das armenische *amis*, das germanische *mena* und *mano* mit all seinen mundartlichen Spaltungen, das litauische *menu*, das slawische *mesači* und *mesetz*, das keltische *mī* — die ganze Schar dieser Bildungen legt ein beredtes Zeugnis ab für die Beharrlichkeit und Treue, mit der die Völker des indogermanischen Stamms an dem alten Erbe der Urheimat festgehalten haben.

Nur die Hellenen und die Italiker haben sich, so scheint es, seiner entäußert; die Ausdrücke, die im Griechischen und im Lateinischen für die Bezeichnung des Mondes

üblich waren, sind bekanntlich nicht aus der Wurzel *me* (*ma*) hervorgegangen. Aber es scheint nur so zu sein. In Wahrheit haben Hellenen und Italiker das alte Wort ebensowenig eingebüßt als die verwandten Völkergruppen, es hat auf gräkoitalischem Boden nur eine nicht eben weitgehende Verschiebung seines Inhalts erlitten. Denn *μήν* (*mēn*), mundartlich auch *μεις* (*meis*), und *mensis* bedeuten bekanntlich in der Zeit, wo Bildung und Christum bei Griechen und Römern auf der Höhe steht, nicht den Mond selbst, sondern dessen Umlaufszeit, den Monat. Daß jedoch diese Bedeutung erst abgeleitet ist, daß in einer weiter zurückliegenden Periode der Geschichte diese Wörter auch den Weltkörper selbst, und zwar diesen zunächst, bezeichnen haben, das ist eine so einleuchtende Wahrheit, daß sie gar keines Beweises bedarf; bestätigt wird sie aber für das Griechische wenigstens durch die Thatsache, daß sich die aus dem Grundworte abgezweigten Bildungen *μήνη* (*mēnē*) und *μηρίσκος* (*menískos*) dessen sinnliche Grundbedeutung bewahrt haben. Dennoch haben *μήν* (*mēn*) und *mensis* mit der Zeit dem Schwesterpaare *σελήνη* (*selene*) und *luna* weichen müssen, sobald die am Himmel sichtbare Mondscheibe selbst und nicht ihre Drehungszeit gemeint ist.

Was bedeuten aber nun diese Wörter? Auch sie benennen den Mond nach einer seiner Eigenschaften, und zwar wiederum nach einer sehr charakteristischen, nämlich der des Glanzes. *σελήνη*, wie es in der ionisch-attischen Mundart heißt, sonst auch *σελάνα* (*selana*) oder *σελάνα* (*selanna*) lautend, ist entstanden aus *σελάς-να* (*selas-na*) und somit auf das Wort *σέλας* (*selas*) zurückzuführen, das, wie jeder weiß, den Schimmer oder den Glanz bedeutet. Gehen wir noch weiter zurück, so entdecken wir als dessen Voraussetzung die Form *σφέλας* (*svelas*), und diese läßt keinen Zweifel, daß wir es mit einem Verwandten des lateinischen *sol* (eigentlich *savel*) zu thun haben, *σελήνη* heißt also eigentlich die Glänzende. Hätte der Grieche gewollt, er hätte aus derselben Wurzel und als Gegenstück zu dem veralteten *σειρ* (*seir*) *σειριος* (*seirios*), das einmal zur Bezeichnung der Sonne gedient hat, eine Form *σειρία* (*seiria*) neben *σελήνη* entwickeln können, wie andererseits der Italiker das zu *σειρία* wie zu *σελήνη* sich fügende und in seinem Sprachschatz bereit liegende *serena* auf die Vorstellung des Mondlichtes übertragen konnte. Diese Genossenschaft hat auf den ersten Blick etwas Verblüffendes, sie erklärt sich aber leicht durch den Umstand, daß die beiden Laute *r* und *l* wegen ihrer nahen Verwandtschaft — denn beide sind Bitterlaute, die durch die Annäherung der Zunge an den vordern Gaumen, der eine mittels stärkerer, der andre mittels schwächerer Schwingungen, hervorgebracht werden — in allen Sprachen oftmals miteinander wechseln. So entsteht aus dem lateinischen *lusciniolus* das französische *rossignol*, während umgekehrt durch den Übergang des *r* in das nahe liegende *l* — und dieser Wandel ist, weil bequemer, auch häufiger — beispielsweise das griechische *λειριον* (*leirion*) in *lilium*, das lateinische *peregrinus* in *pelegrin* (Pilger), das lateinische *mortarium* in Mörstel umgestaltet wird. Darum sind die Bildungen *σειριος-α* (*seirios*), *serenus-a* und *σελήνη* eng verschwistert,* und wenn trotz der Verwandtschaft der Wortkörper die Begriffsentwicklung nicht gleichen Schritt gehalten hat, so ist das reiner Zufall. Das griechische *σειριος* (*seirios*) ist, während ein femininum *σειρία* (*seiria*) wohl niemals gebildet worden ist, auf das glänzende Sternbild, in dessen Zeichen die Sonne im Hochsommer tritt, übertragen worden, das lateinische *serenus* — dem ein griechisches *σέληνος* (*selenos*) entsprechen würde — ist zunächst Adjektivum geblieben. Erst im Mittelalter wurde das femininum *serena* zum selbständigen Hauptwort erhoben, bedeutet dann aber nicht das große Nachtgestirn, sondern, da die sinnliche Grundbedeutung „hell,“ „glänzend“ schon der ab-

*) Im Grunde hat sich auch hier das *l* aus dem *r* entwickelt, denn die älteste Lautgestalt der Wurzel ist *s(u)var*.

geleiteten von „heiter,“ „milde“ gewichen war, die milde, monderhellste Sommer-
nacht. Aus der serena hat sich dann weiter die serenata oder serenada entwickelt,
das ist die in der sommerlich milden Abendstunde gesungne Liedweise, ein Wort,
das dann später bekanntlich auch in die germanische Welt, ja in den Sprachschatz
aller Kulturvölker gedrungen ist. An den Eigennamen Serena, der heute freilich
so gut wie verschollen ist, und an das altmodische serenissimus soll nur erinnert
werden, um zu zeigen, wie viele Vorstellungen bei dem Gedanken an die griechische
σελήνη mitklingen.

Und das lateinische luna? Daß es ebenfalls die „Leuchte“ bedeutet, ist für
jeden des Lateinischen nur halbwegs kundigen sofort klar. Aus dem Stamme louc
— das ist die ältere Schreibung —, zu dem auch lux (luc-s) und lu(c)men gehört,
erwuchs einmal durch Steigerung mittels eines zudringenden s, das noch in *illustri-*
erhalten ist, durch ein nicht mehr belegbares louesna hindurch die nur noch auf
Inskriften erhaltne Form löсна, sodann das im klassischen Latein herrschende
und bis auf die Gegenwart fortlebende lu(c)na. Alle europäischen Sprachen kennen
den Stamm, wenn auch die Begriffsentwicklung verschieden ist. Nur das altslawische
luna stimmt lautlich wie begrifflich völlig mit dem lateinischen Worte überein, und
das altpreußische lauxsnos, das freilich als plurale tantum nicht den Mond, sondern
die ganze Schar der am Nachthimmel leuchtenden Sterne bezeichnet, stützt das, wie
gesagt, nur durch Vermutung zu gewinnende altlateinische louesna. Auf griechischem
Boden stellt sich dazu das bekannte Adjektivum λευκός (leukos) (licht, weiß) samt dem
davon gebildeten Verbum λεύσσω (leusso), eigentlich λείκ-τω, d. h. „schauen,“ so-
dann mit schwachem, d. h. kurzvokalischem Stamme λύξ (lyx), das freilich als selb-
ständiges Wort in der klassischen Gräcität nicht mehr vorkommt, aber aus abgeleiteten
Bildungen, wie λυκάβας (lycabas), „das Jahr“ (eigentlich der Lichtgänger) oder
λυκαυγής (lycauges) und andern leicht zu erschließen ist. Im Germanischen mußte
dann kraft der die germanische Welt von der arischen Gemeinschaft trennenden Laut-
verschiebung der den Stamm schließende Schalllaut k in den gutturalen Reibelaut h (ch)
umspringen. So entstand — zugleich mit der lautgesetzlichen Änderung des Stamm-
vokals — durch den Zutritt eines wortbildenden t das westgermanische liocht, das
zu liecht, licht oder light fortentwickelt im Deutschen und Englischen noch fort dauert.
Auf der Voraussetzung eines vorgehichtlichen leuc-s aber beruht das durch liubs
hindurchgegangne nordische líos mit seinen beiden Spielarten, dem schwedischen ljus
und dem dänisch-norwegischen lys. Im Keltischen tritt eine Spaltung ein, indem
der Stammesauslaut wie im Lateinischen teils schwindet, teils erhalten bleibt: das
altirische loche (Blitz) tritt neben das lateinische lux, während lón (der Glanz) in
luan (Mond) zu lumen und luna stimmt.

Aber nicht nur in Europa, sondern auch in Asien treffen wir unsern Wort-
stamm in reichster Entfaltung an, nur daß hier im Anlaut anstatt des l das, wie eben
gezeigt worden ist, so verwandte r erscheint, dem auch diesmal die Priorität zukommt.
Aus der ganzen Fülle der hierher gehörigen altindischen Bildungen wollen wir nur
zwei erwähnen, rocana und rukschna, von denen die eine aus dem reinen Stamm
erwachsen, die andre wie das altiranische raokschna aus der durch den Zischlaut sch
erweiterten Stammform ruk-sch abgeleitet ist, sodaß man sofort die Verwandtschaft
mit dem altlateinischen louesna und dem altpreußischen lauxsnos erkennt. Raoksch-na
„die Lichte“ — so hieß die schöne persische Gemahlin Alexanders des Großen,
Ρωξάνη (Roxane) lautete das Wort im Munde der Griechen, und in dieser Ge-
stalt ist der Name in die Geschichte übergegangen und hat hier eine bleibende
Stelle gefunden.

Überschauen wir noch einmal die eben entwickelte Wort- und Gedankenreihe,
so ergibt sich die Gleichung: rukschna (raokschna) = louxsnos = λευκή (leuke) =
louesna (luna) = loche = lichte oder leuchte, die, wenn auch für den Laten von

überraschender Wirkung, doch so unumstößlich ist wie ein mathematischer Lehrsatz oder ein Naturgesetz. Freilich gilt sie nur, wie schon mehrfach hervorgehoben worden ist, von den Wortkörpern, aber nicht oder nur teilweise von deren Begriffsinhalt.

Daß das lateinische *luna* in seiner stehenden Bedeutung in den romanischen Sprachen noch jetzt fortlebt, ist schon gesagt worden und allgemein bekannt. Aber auch in das Germanische ist das Wort eingedrungen, freilich unter falscher Flagge, sodaß seine Herkunft nahezu verdeckt wird. Mit dem Monde nämlich und seinen wechselnden Erscheinungsformen verglich man im Mittelalter gern das menschliche Glück oder auch den Wechsel der menschlichen Stimmungen, und da solche Vergleiche zunächst der Gedankenwelt der Gelehrten angehörten, so ist es nur natürlich, daß in ihnen die lateinische Sprache, der sie eigentlich entstammten, auch fernerhin zur Verwendung kam. *Est rota fortunae variabilis ut rota lunae*, lautet ein lateinischer Spruch des Mittelalters — nach seinem Vorbilde sprach man bald von der *luna der saelde* und des gelückes, dann von der *luna des muotes*, d. h. des Gemütes. Schließlich verlor sich der bestimmende Zusatz, und das einfache *luna*, später *lune* und in der hochdeutschen Sprachform *laune* lautend, galt schlechthin als Ausdruck für den unberechenbaren Umschlag der Stimmungen. Die Adjektiva „launig“ und „launisch“, das erste im guten, das andre in übelm Sinne gebraucht, sind neben dem freilich nur in Mundarten auftretenden Verbum „launen“, das ist „traurig sein“, die letzten Ausläufer dieser Entwicklungsreihe, sie entstanden sämtlich zu einer Zeit, wo schon von der Herkunft und der Bedeutung des Grundworts jede Spur aus dem Bewußtsein geschwunden war. Auch in das Scandinavische ist der Fremdling — mutmaßlich durch die Vermittlung des Deutschen — eingedrungen, er hat sich hier in *lyane* verwandelt. Aber das Englische kennt die eben besprochne Umdeutung nicht, wenn es auch an dahin zielenden Vergleichen namentlich in der Dichtersprache nicht fehlt.

Neben den bis jetzt genannten Ausdrücken kommen noch einige andre in Betracht. Da ist zunächst das altindische *candra* (sprich *tshandra*), das heißt wiederum glänzend, und man kennt den Stamm, dem das Wort entsprossen ist, aus dem Lateinischen; die Bildungen *candere*, *candidus*, *candela*, *in-* und *accendere* weisen sämtlich auf ihn zurück. Somit ist das altindische *candra* begrifflich dem Schwesterpaar *σελήνη* — *luna* gleichwertig. Eine schöne bildliche Bezeichnung ist ferner das altindische *tarapati*, d. i. der Herr der Sterne — ein Ausdruck, bei dem man unwillkürlich an die Verse des Nibelungenliedes:

sam der lichte mäne vor den sternem stät,
des schîn sô lüterliche ab den wolken gät,

an das Schillersche Rätsel und ähnliches denkt. Und ein eigentümlicher Zufall will es, daß dasselbe Bild auch — in vollkommen neuer Fassung — im Slawischen wiederkehrt: *ksiezyc*, das heißt der Herr, der Fürst, meint im Polnischen heute den Mond und hat, wenn ich nicht irre, dem alten oben erwähnten Erbworte den Rang abgelaufen.

Auch im Germanischen finden sich noch zwei Ausdrücke, die hierher gehören: der eine von ihnen — *wadel* — ist in Deutschland weit verbreitet, aber in der Tiefe der Mundarten stecken geblieben, der andre — *tungl* — hatte zwar jahrhundertlang ein hohes Ansehen und gilt auch jetzt noch in der Schriftsprache, ist aber räumlich auf einen geringen Umfang beschränkt. Was das erste Wort angeht, so weiß man nicht recht, was man damit anfangen soll: seine Bedeutung ist allzuschillernd und unbestimmt. Manchmal bezeichnet es den Vollmond, dann wieder den Neumond, auch wohl den Mond überhaupt, wie in der Stelle eines angelsächsischen Gedichts: *nu scinedh thes môna vadol*, wenn es nicht etwa auch hier den Vollmond

bedeuten soll. Eigentlich sind wohl die Mondphasen damit gemeint. Man unterschied oder unterscheidet noch heute den guten Wadel, d. i. den Vollmond, von dem „bösen Wadel,“ dem Neumond; nur in dem guten Wadel darf nach einem alten Aberglauben Holz gefällt werden. Jakob Grimm wollte das merkwürdige Wort an das allgemein übliche „Wedel“ und „wedeln“ anknüpfen und verstand darunter den am Himmel schweifenden Mond, aber völlig befriedigend ist diese Deutung keineswegs.

Das andre Wort *tungl* (eigentlich *tungal*) ist leichter zu verstehen. Da es samt seinen oberdeutschen Schwesterformen *zungal* und *zunkel*, den Ergebnissen der zweiten Lautverschiebung, eigentlich jegliches Gestirn bedeutet — es kommt deswegen auch vielfach in der Mehrzahl vor —, so kann es kaum zweifelhaft sein, das es mit unserm Worte „Zunge“ (niederdeutsch *tung(e)*, englisch *tongue*, lateinisch *lingua* für *dingua*) zusammenhängt. Das flackernde Licht der Sterne konnte füglich mit den Bewegungen der besondern beim Lecken hin und her zuckenden Zungenspitze verglichen werden, wie denn ja das Zeitwort „züngeln“ noch jetzt von dergleichen flackernden Bewegungen, namentlich der des Feuers, gebraucht wird. Im Deutschen ist das Wort frühzeitig verschollen, schon im Beginn des Mittelalters ist es nicht mehr anzutreffen. Im Nordischen aber, wo es fortdauernde, trat bald eine Verschiebung der Bedeutung ein: der Mond als das mächtigste aller Gestirne wurde als *tungl*, als das Gestirn schlechweg bezeichnet — eine vielfach vorkommende Art des Bedeutungswandels, die von der Rhetorik der Alten als Benennung *κατ' ἐξοχήν* oder *a potiori* bezeichnet wurde. In dem gedachten Sinne ist das ehrwürdige Wort noch in einigen Mundarten Schwedens, besonders aber auf Island lebendig. In der neuisländischen Schriftsprache hat es die Herrschaft erlangt und dürfte das ältere *mano* so ziemlich aus seinem überlieferten Besitze verdrängt haben.

Noch mehr Ausdrücke bietet die an Bildern so reiche nordische Skaldensprache. In einem Eddaliede werden diese Bezeichnungen zusammengestellt, und es heißt dort vom Monde:

Mond heißt er bei den Menschen,
Aber Scheibe bei den Göttern,
Sie nennen ihn kreisendes Rad im Reiche der Hel,
Läufer die Niesen,
Aber Schein die Zwerge,
Die Elfen nennen ihn Jahreszähler.

Diese Ausdrücke freilich sind nicht wie das polnische *ksiozyc* fest geworden und zu gangbarer Münze ausgeprägt, sondern sie sind geblieben, was sie von Anfang an waren, Formeln der Dichtersprache und mit dieser veraltet.

Wir können unsre Betrachtung nicht schließen, ohne noch eine Frage zu berühren, die damit im engsten Zusammenhange steht, nämlich die Frage nach dem genus der besprochenen Wörter. Hier herrscht eine große Verschiedenheit. Während wir der Mond sagen und das Wort also wie Kelten, Slawen und die arischen Völker Asiens als masculinum behandeln, treffen wir bei Griechen und Italikern das Schwesterpaar *σελήνη* und *luna* an, es ist also eine Verschiebung der Begriffswerte in der Weise eingetreten, daß man im Süden Europas die hinter dem Mondlicht wirksam gedachte Kraft nicht mehr als ein männliches, sondern als ein weibliches Wesen auffaßte. Man hat diese Erscheinung wohl auf folgende Weise zu erklären gesucht. Wenn der Nordländer, sagt man, mit dem Mondlichte leicht die Vorstellung kalter, schauriger Winternächte oder unheimlicher Dämmerung verbindet, so ist im heißen Süden das wohlige Gefühl, das die milden Sommernächte nach der Last und Hitze des Tages hervorrufen, auch dem Mond als dem Genius der Nacht zu gute gekommen; die starren, finstern Züge, die unzweifelhaft dem nächtlichen Gotte von alters her anhafteten, haben sich gemildert, sind gänzlich geschwunden und schließlich in das freundlich heitere Antlitz eines mildblickenden Weibes ver-

wandelt worden. So haben sich in der That die Griechen das Bild der Σελήνη vorgestellt, und Sappho singt: „Wieder verbergen die Sterne ihr glänzendes Licht vor der holden Selene, wenn sie silbernen Scheines mit voller Scheibe die Erde beleuchtet.“*) Das klingt ganz hübsch; leider geht jedoch die Rechnung nicht rein auf, es bleibt vielmehr ein beträchtlicher Rest zurück. Im Englischen, Niederländischen und manchmal auch in mittel- und niederdeutschen Mundarten gilt moon — mane als femininum, während andererseits Perser und Indier nicht zu der besprochenen Umwertung dieser Begriffe gelangt sind, wiewohl die klimatischen Verhältnisse ihrer Heimat einen solchen Wandel erst recht zu begünstigen scheinen. Diese Hypothese ist also hinfällig oder bedarf wenigstens einer starken Ergänzung. Man muß bedenken, daß alle solche Anschauungen, weil sie von dem Gefühl und der Einbildungskraft abhängig sind, deswegen auch schwankend und veränderlich sind. Es kommt dazu, daß die Wirkungen des Gegenstands, um den es sich hier handelt, gar mannigfaltig sind. Vom Monde gilt doch dasselbe wie von der Sonne: Gutes und Schlimmes, Segen und Unsegen, Strenge und Milde scheinen in der Wirkung der beiden großen Gestirne vereinigt zu sein, darum wird bald das eine, bald das andre bei der Auffassung den Ausschlag geben. Unre Dichter haben niemals Anstand genommen, die Luna neben dem Phoebus zu feiern, und wenn Goethe sagt:

Füllest wieder Busch und Thau
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz,

so konnte er sich das Wesen, dem er diese wohlthuenenden Eigenschaften zuschreibt, recht wohl auch als ein weibliches denken.***) Aber die Macht der Gewohnheit ist oft stärker als das Gefühl, und das Gefühl eines Einzelnen ist nicht immer für weitere und weite Kreise maßgebend. Langjährige Überlieferung vermag auch unter veränderten Bedingungen altes Erbe ungeschmälert zu erhalten; andererseits kann die Zeit eine wenn auch völlig eingelebte Auffassung verändern, ja es kann ein mehrmaliges Umschlagen der Gefühlswerte eintreten, wozu dann oftmals noch äußere Einflüsse kommen, die sich gar nicht mehr bestimmen lassen.***) Dies gilt nicht nur von der Sitte und vom Glauben, sondern auch von der Sprache, und danach sind Fälle von der Art der eben besprochenen zu beurteilen.

Ein Zufall ist es gewesen, der neben der Göttin Luna auch einen Lunus ins Leben gerufen hat. Er hat freilich keinen nennenswerten Einfluß gewonnen und ist, wie es scheint, auf die Stadt Karrhä in Mesopotamien, bekannt durch die schwere Niederlage des Crassus, beschränkt geblieben. Deren Einwohner wollten — so erzählt der Biograph des Kaisers Caracalla — von einer Mondgöttin nichts wissen, weil sie glaubten, daß wer den Mond als Göttin verehere, zeitlebens den Weibern dienen müsse, wer dagegen ihn als einen Gott ansehe, Herr im Hause sei und überhaupt von weiblicher Tücke nichts zu fürchten habe; aus demselben Grunde hätten auch Ägypter und Griechen, wiewohl ihre Religion eigentlich den Kultus einer Göttin vorschreibe, dennoch angefangen, in den Mysterien den Mond

*) Auch bei den Griechen sind die erwähnten unholden Züge des Nachtgestirns nicht gänzlich verwischt, aber sie sind von der Artemis abgezweigt und auf die Hekate, einer Teigestalt der Artemis, übertragen worden.

**) In der klassischen Walpurgisnacht feiern die Sirenen mehrfach in schönen Versen die Luna, nicht lange darauf singen sie:

Welch ein Ring von Wölkchen ründet
Um den Mond so reichen Kreis?

und wir bemerken diesen Wechsel kaum.

**) Dies gilt namentlich von der Zeit, wo der Mond gleich den andern Phänomenen nicht mehr als lebendig wirkendes Wesen vorgestellt wurde. Denn daß das grammatische Geschlecht der rein leblosen Dinge nicht ebenfalls auf phantasivoller Belebung beruht, wie bekanntlich Jakob Grimm annahm, darf heute wohl als ausgemacht gelten.

als einen Gott anzurufen. Der Sinn dieses Geschichtchens ist deutlich genug: die Einwohner von Karrhä haben die italische Luna unter dem Einfluß ihrer überlieferten Anschauungen in eine männliche Gottheit verwandelt. Die Begründung dieser Metamorphose aber ist recht originell und stellt dem Humor der Deutschen von Karrhä ein günstiges Zeugnis aus.

Weimar

f. Kunze



Auf klassischem Boden

Novelle von Beate Bonus-Jeep

(Schluß)



urtchen brachte bis dahin lange Zeiten zu. Er faßte Pläne über Pläne, wie er am andern Tage dem Schicksal sein Glück ablisten sollte, wie er den Bredows so viel Zeit abgewinnen möchte, daß er sein Wort bei Will anbringen könnte, wie er sich selber schützen wollte, daß nicht in dem Augenblick, wo das Gespräch eine Handhabe böte, ihm das Herz bis an den Hals schließe, sodaß er den Erstickungsanfall und den günstigen Augenblick miteinander vorübergehn lassen müßte.

Schließlich hatte er sich seinen Schlachtplan folgendermaßen gemacht: Er wollte ganz früh um halb sieben Uhr mit einer Droschke bei ihr halten und wollte sie zum Bahnhof abholen. Sie würde noch nicht gefrühstückt haben, vielleicht, man würde irgendwo zusammen einen Kaffee nehmen, die Droschke konnte solange warten — dabei konnte er sein Wort anbringen, er erinnerte sich ja an die stählende Wirkung, die die Morgenluft jenes erste mal auf ihn gehabt hatte.

Mit welchem Bewußtsein würde er dann den Bredows begegnen! Wie ein Fürst, der sich noch nicht zu erkennen giebt — weil es ihm gefällt, seine Krone noch verborgen zu halten.

Natürlich würde er ihr viel Blumen mitbringen — und dann lief er, um Blumen zu kaufen, raffte ganze Arme von früh blühenden Rosen zusammen, veräumte die Tafel und wurde, als er verspätet eintrat, von den Bredows geneckt: Wenn er morgen so vergeßlich sein würde, käme er sicher nicht zur Zeit zur Bahn; und sie malten sich aus, was er indessen in Rom treiben würde, um sich zu trösten. Kurtchen war aber so durchdrungen von dem Bewußtsein, ein goldnes Geheimnis zu eigen zu haben, das diese Augen nicht erreichen konnten, wenn sie auch Privatgebiet nicht sonderlich achteten, daß er übermütig antwortete. Er erntete dafür einen beifälligen Blick von Trude. Heute war ja mit Herrn Giesicke ordentlich etwas anzufangen. Fräulein Willeboer war ohnehin unterhaltend genug, so würde die Reise nach Castelgandolfo wenigstens kein Trauergelächter werden.

Kurtchen hatte sich eine Droschke bestellt. Um aber weder von Giovanni noch von der Cammeriera und vor allem nicht von den Bredows in seiner Absicht durchschaut zu werden, hatte er bestimmt, daß sie an der Ecke von Via Sifstina, wo es nach capo le case hinuntergeht, warten sollte.

Giovanni sah also an dem bestimmten Morgen Herrn Giesicke mit einem ungefügigen Bündel, das ihn halb verdeckte, aus der Thür eilen. Es waren die Blumen, die Kurtchen mit großer Mühe unter Papierhüllen versteckt hatte. Er